Das Wunder [Schluss]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-576084

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ABEND IM SCHWARZWALD

Nach Federzeichnung von Hedwig Dietzi-Bion, Bern.

Das Wunder

Nachdruck verboten.

Eine Geschichte aus dem Schwarzwald. Von **Irma Goeringer,** Zürich.

(Schluß).

VII.

Wie Sandkörner durch die Finger eines spielenden Kindes rannen für Anna die Tage hin: nichts blieb von den wechselnden Stunden übrig, nichts haftete als frohe oder trübe Erinnerung in ihrem Gedächtnis.

Ihre Seele lag im Schlaf, ihr Empfinden war matt und stumpf.

Es schien, als habe sie ihre Kraft verbraucht in dem langen, mühsamen Kampf um ihre Freiheit. Nun, da sie diese endgültig aufgegeben hatte, ließ die Spannung nach, und eine große Schlaffheit trat an ihre Stelle.

Dem Xaver war ganz ängstlich zu Mut in Gegenwart seiner stillen Braut. Anfänglich hatte er an sein Glück nicht glauben wollen. Er meinte, der Schusterschmid halte ihn zum besten. Erst als Anna selbst mit einem kleinen Lächeln, das ihr Gesichtchen nur noch trauriger machte, ihre Hand in die seine legte, kam es über ihn wie ein Rausch von Seligkeit. Er riß die junge Frau in seine Arme und drückte leidenschaftliche Küsse auf ihren geduldigen Mund.

Er sah es nicht, daß Anna sehr blaß war, als er sie losließ, und daß ein erschrockenes Grauen in ihren Augen stand.

Bei dieser einen heftigen Zärtlichkeit war es geblieben. So keck und forsch der Xaver im Männerkreise war, vor den ernsten Augen seiner Braut hatte er Furcht.

Anna selbst wußte nicht, wie sehr sie sich veränderte. Sie wehrte sich nur unwillkürlich gegen jedes Nachdenken. Die Vergangenheit sollte und mußte für sie vorbei sein. In die Gräber ihrer Lieben hatte sie noch die Erinnerung an sie gelegt: nun war alles tot, alles begraben. Hansens Bild hing nicht mehr in der Stube. An seiner Stelle sah jetzt eine Mater dolorosa auf das junge Weib hernieder. Sie hatte die Hände unter dem Herzen gefaltet, das sieben Schwerter durchdrangen. Vor dem steifen Oeldruck stand Anna oft und blickte mit glanzlosen, trockenen Augen in das Antlitz der schmerzensreichen Gottesmutter. Sie dachte sich nichts dabei; unbewußt tat es ihr gut, ein anderes Leid vor sich zu sehen, sich an der Ergebung eines andern Weibes — einer Heiligen — aufzurichten.

So verging die Zeit, der Hochzeitstag wurde festgesetzt. „Endlich!" jubelte der Xaver und preßte Annas Hand, daß es sie schmerzte.

Sie blickte über ihn hinweg, durch das offene Fenster in die sonnendurchleuchtete Frühlingslandschaft. Ihre Seele war weit fort, sie flog unaufhaltsam den verbotenen Weg zurück in die Vergangenheit. An einem Maitag, wie heute, hatte sie an eben dieser Stelle gestanden und hinausgeschaut in die duftige Pracht der werdenden Erdenblüte. Sie hatte einiges in den Stuben geordnet für ihren baldigen Einzug als junge Frau; der Hans holte sie ab, und ehe sie das Haus verließen, hatten sie noch gemeinsam einen Blick getan von der Höhe ihres künftigen Heimes hinab ins Tal. Da war auch vom Hochzeitstag die Rede gewesen — behutsam und zärtlich hatte Hans ihre Augen geküßt, und in seinen Armen überrieselte sie die Ahnung aller Glücksvollendung so mächtig, daß ihr das Herz weh tat von übermächtiger Seligkeit.

Der Xaver sah überrascht die Veränderung in Anneles Mienen. Ihre Augen glänzten und strahlten, wie er sie nie gesehen hatte, ihr Mund war leicht geöffnet, und ihre blassen Wangen färbten sich mit zartem Rot.

„Annele," rief er, „Annele, was hesch denn?"

Erſchrocken zuckte ſie zuſammen. Ihr Blick irrte ratlos über den Mann an ihrer Seite. Ihre Züge nahmen einen faſt feindſeligen Ausdruck an, als ſie ihn erkannte. Erloſchen war der Glanz, der ſie verſchönte, wieder verſunken mit der Zauberwelt der Erinnerung. Mit breitem Grinſen ſtand die Wirklichkeit vor ihr und forderte ihr Recht.

Da packte eine wilde Empörung, ein jähes, raſendes Aufflammen das ſonſt ſo ſanfte Weib. Der Widerwille gegen den aufgedrungenen Mann, die Verzweiflung über die Grauſamkeit ihres Schickſals, die Not ihrer einſamen Seele brachen gewaltſam die Feſſeln der Selbſtbeherrſchung.

Entſetzt ſtarrte Xaver das bebende Weib an. Sein blödes Geſicht, ſeine Verſtändnisloſigkeit ſteigerten noch Annas Wut. Sie ſchlug nach ſeinen Händen, die er nach ihr ausſtreckte, ſie ſtieß ihn heftig zurück, als er die Wankende ſtützen wollte, und rief wie ſinnlos unaufhörlich nur die Worte:

„Geh' jetzt, geh' jetzt, geh' jetzt!“

Schließlich fühlte er, daß es das Beſte ſei, ihr zu gehorchen — zögernd entfernte er ſich.

Sobald die Türe ins Schloß fiel, atmete Anna leichter. Ihre Aufregung ließ nach. Erſchöpft warf ſie ſich vor dem Muttergottesbild auf die Knie, legte die Stirn auf das harte Holz des Pultes und betete.

Die Nacht erfüllte mit ihren dunkeln Schatten die kleine Kammer, als Anna ſich endlich erhob. Sie glaubte, jetzt den letzten Kampf durchrungen zu haben, ſie glaubte fertig zu ſein mit allem, was ungebärdig und wild in ihr ſich gegen ihr Schickſal auflehnte.

Am andern Tag war alles beim alten. Anna trat Xaver wie früher mit ruhigem Ernſt gegenüber, und der Mann, der um die Erfüllung ſeines heißeſten Wunſches gebangt hatte, vergaß gern den Auftritt, deſſen Schrecken noch in ihm nachzitterte.

* * *

Das Brautpaar hatte alle umliegenden großen und kleinen Gehöfte beſucht und die Leute nach altem Brauch zur Hochzeit eingeladen:

„Bis Möntig über acht Tag ſollt Ihr höflich iglade ſi zu is zur Hochzitt. Um zehn Uhr iſch Kirch, derno goht's in Ochſe ins Wirtshus. Wenn wir Euch könne gegediene, ſo wolle mer's au tu, ſei's in Freud oder Leid, lieber aber no in Freud.“

Als ſie zum Pfarrer kamen, reichte ihr der Geiſtliche herzlich die Hand:

„Gott ſchütze dich, mein Kind, und ſchenke dir ein ſtarkes Herz!“

Seither dachte ſie immer an dieſe Worte. Sie klangen in ihr nach und wurden zu einem ſtummen Gebet: „Schütze mich, Gott, und ſchenk' mir ein ſtarkes Herz!“

Dann hoffte ſie wieder, daß ſie ſich mit der Zeit in Xavers Art hineinfinden würde. Sie hielt ſich ſeine guten Eigenſchaften vor. Er war fleißig und gutmütig. Er liebte ſie. Aber gerade das war ihr zuwider. Wenn er ruhig und gleichmäßig mit ihr verkehrt hätte, vielleicht würde dann allmählich ſo etwas wie Zuneigung in ihr aufgeblüht ſein. Als ſie den Kranz auf Hansles Grab fand, glaubte ſie daran. Doch wie er ihr den erſten Kuß gab, ſtieß ſie ein unbezwingbares Grauen. Seither beläſtigte er ſie ſelten. Nur manchmal ſah ſie in ſeinen hellen Augen einen Funken aufglimmen, vor dem ſie ſich fürchtete. Noch beſaß ſie die Macht, ihn zurückzuhalten; aber ſie fühlte, daß er nur auf den Tag wartete, der ihm ein Recht über ſie gab. Dann würde er ſich als der Herr zeigen.

An ihrem Hochzeitsmorgen, ehe ſie zur Trauung abgeholt wurde, ſtand Anna an dem offenen Fenſter ihrer Küche und ſchaute hinaus. Der Kirſchbaum vor ihrem Hauſe hatte Knoſpen angeſetzt, bald würden ſie ſich der Sonne erſchließen. Sie dachte daran, wie ſie ſich freute, als er das erſte Mal blühte in ihrer jungen Ehe. Wie ſchön war das! Sie ſtand mit Hans an derſelben Stelle, hier in der Küche, er ſchlang den Arm um ſie, und ſie lehnte den Kopf an ſeine Schulter. Gemeinſam hatten ſie den Baum angeſtaunt, der, mit tauſend weißen Blüten bedeckt, ſich vor der dunkeln Landſchaft abhob wie eine helle Märchengeſtalt. So froh war ihr zu Mut geweſen, ſo frühlingsfriſch, ſo glückesgläubig. Auch ſie trug ja eine Knoſpe in ſich, ein kleines Menſchenkind, die Frucht am Stamm ihrer Liebe.

Später hatte der Hans unter den Baum eine Bank gezimmert und einen Tiſch.

Oft ſaßen ſie dort nach Feierabend, redeten oder ſchwiegen, wie es ihnen in den Sinn kam; immer aber wußten ſie ſich eins in ihren Herzen. Auch als Hans von ihr gegangen war, blieb die Bank unter dem Kirſchbaum Annas Lieblingsplätzchen, dort träumte ſie am liebſten von ihrem toten Glück.

Von heute an wird es anders ſein. Dann ſitzt der Xaver neben ihr, der ein Recht hat auf dieſen Platz. Und ſie kann es nicht wehren. Sie muß dulden, daß auf dem Feld, im Stall und im Haus ein anderer Herr iſt, einer, dem auch ſie ſich fügen muß mit ihrem jungen Leibe. Ueberall und überall wird der Xaver Meiſter ſein.

Anna ſchaut empor, als erwarte ſie Hülfe von einer höhern Macht. Gott iſt ja barmherzig, er kann ſie nicht verlaſſen in dieſer Stunde. Hat ſie ihm nicht treu gedient? Iſt ſie nicht ſtets fromm und voll Andacht in ſein Haus getreten? Hat ſie ihm nicht gedankt in Glück und Seligkeit? Hat ſie ſich nicht demütig gebeugt unter ſeinem Ratſchluß, als er ihr das Liebſte nahm? Ja, hat ſie nicht das Schwerſte, das faſt Unmögliche auf ſich genommen, gehorſam ſeinem Geſetze, in der Erfüllung des vierten Gebotes? „Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebeſt auf Erden.“ Hieß es nicht ſo? Hatte ſie nicht getan nach ſeinem heiligen Willen? Und doch gab er ihr nicht den ſüßen Lohn — „auf daß es dir wohl gehe auf Erden“ — nein, er ſchlug ihr Herz mit Ruten, daß es blutete aus tiefen eiternden Wunden. War ſie verworfen vor dem Angeſicht des Höchſten? Warum? Was hatte ſie geſündigt? Wo war ihr Verſchulden? Oder aber wollte Gott ſie nur prüfen bis zuletzt? Wollte er ihr ſeine Gnade vorenthalten, bis ſie das Gelübde getan an ſeinem Altar? Nahm er ſie erſt dort in ſeiner Kirche an ſein Herz, träufelte er dort, in ſeinem heiligen Hauſe den Balſam in ihre zerriſſene Seele?

Ein Hoffnungslächeln erhellte ihr Geſicht. Gewiß, ſo war es, ſo mußte es ſein! Hatte Gott ſie treu erfunden bis zuletzt, hatte ſie das Wort geſprochen, das ihren demütigen Gehorſam erwies, dann goß er die Fülle ſeiner Gnade über ſie aus, dann wurde die Verheißung an

ihr zur Wahrheit, dann — würde es ihr wohlergehen auf Erden.

Und mit gläubig erhobenem Haupte erwartete Anna die Brautführerinnen, die kamen mit Spiel und bunten Bändern, um sie abzuholen zu ihrer Hochzeit. Festen Fußes schritt sie inmitten der Gespielinnen, ein seltsames Lächeln auf den Lippen, ein seltsames Leuchten in den Augen, im Herzen Zuversicht und Erwartung: Gott wird ein Wunder tun!

VIII.

Als das Brautpaar beim Standesbeamten war, kam der alte Landarzt, Dr. Kaiser, das Tal herauf und blieb, da er die Hochzeitsgesellschaft erreicht hatte, bei ihnen stehen, um das junge Ehepaar zu erwarten. Ihm gefiel diese Heirat nicht. Das hatte er auch am Abend vorher dem Pfarrer beim Abendschoppen bündig ins Gesicht gesagt:

„Hochwürden, ist dieser Verspruch Ihr Werk, dann haben Sie eine Dummheit gemacht, nehmen Sie mir das nicht übel! Muß denn absolut geheiratet sein? Sie sollten doch wissen, daß es auch ganz gut ohne das geht. Aber so seid ihr geistlichen Herren, überall müßt ihr eure Finger dabei haben, wenn ihr grad nix davon versteht!"

Unwillig trank er sein Bier aus und trommelte mit den kurzen Fingern einen Sturmmarsch auf den Tisch. Der Pfarrer nahm auch einen tüchtigen Schluck und sagte dann friedlich:

„Lieber Doktor, ich bin genau solange hier wie Sie und kenne meine Talbewohner. Sie wissen ja ebensogut wie ich, daß es den Leuten gegen den Strich geht, wenn eine junge saubere Wittib unvermählt bleibt. Unsere Bauern nehmen das Leben, wie es ist. Sie sind ehrlich, aber kurz in ihrer Trauer, und haben sie dem Toten die Ehre gegeben, so denken sie wieder an sich und was der Tag von ihnen verlangt. Die Anna hat ihrem Mann sowieso viel länger, als es üblich ist, nachgeweint. Als sie damals, nach dem Tod ihres Kindes, bei mir war, kam sie mir so seltsam vor: sie hatte da eine fixe Idee von göttlicher Strafe. Das Alleinsein schien mir das Ungesündeste für sie, und deshalb hielt ich es für meine Pflicht, ihr zur Heirat mit dem Jordan zuzureden. Ich dachte: Wenn sie erst mal Mann und Kinder hat, hören die Grübeleien von selber auf. Meine Pfarrkinder sollen ihren Gott lieben und fürchten auf eine gesunde, natürliche Art, wie es zu ihnen und ihrem Leben paßt. Aber sie sollen nicht über ihn nachgrübeln. Das führt zu nichts und zerstört höchstens ein sonst gottgefälliges Gemüt. Die Anna war aber nicht weit von religiöser Schwermut entfernt, und darum habe ich meinen Einfluß auf sie benützt und ihr neue Pflichten gegeben. Gottlob ist unser Volk gesund genug, um die Anforderungen, die Natur und Leben an sie stellen, als bestes Heilmittel gegen gemütliche Verstimmung zu betrachten. Wenn ich mich übrigens recht erinnere, sind es eben Sie, Herr Doktor, dem ich diese Weisheit verdanke. Und nun wollen Sie meine Nutzanwendung Ihrer Lehren mit den schnöden Worten abtun, daß ich mich in Dinge mische, die ich nicht verstehe! Oh! Oh!"

Der Pfarrer war sehr vergnügt. Er neckte den Doktor und rieb sich in aller Freundschaft gern ein wenig an ihm. Sie wußten ja beide, daß sie sich nichts übel nahmen, weil sie sich ehrlich schätzten. Jeder tat auf seinem Felde nach allen Kräften seine Pflicht, und nicht nur als Arzt und Geistlicher, sondern auch als warmfühlender, guter Mensch.

Diesmal verschwanden aber die Wolken auf der Stirn des Arztes nicht. Sie hatten sich sogar während des Pfarrers Rede noch verdichtet, und als ihm der Geistliche fröhlich zutrank, da griff er zwar auch nach seinem Glas, setzte es jedoch rasch wieder ab. Er dachte angestrengt nach. Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch:

„Und es ist doch, wie ich's sage! Danken Sie Ihrem Schöpfer, Hochwürden, wenn die Geschichte gut abläuft! Sie haben da was Nettes angerichtet, alle Achtung! Ich sag's ja immer. Zum Pfarrer laufen die Leute, wenn sie heiraten wollen, das halten sie für nötig — aber zum Doktor, zu dem kommen sie nicht! Und gerade das wäre das Wichtigste!"

„Aber, lieber Freund, wir leben doch nicht in der Stadt, wir haben doch hier keine Neurastheniker und Hysterischen! Ich glaube, einstweilen sind Sie beim Heiraten viel weniger nötig als ich!"

„Dummes Zeug! Sie werden es ja erleben! Sie haben zu dieser verflixten Heirat zugeredet, und ich hätte abgeraten — abgeraten — abgeraten . . ."

„Aber warum denn, lieber Doktor, warum denn?"

„Das will ich Ihnen sagen, Hochwürden, und nachher werden Sie es vielleicht nicht mehr für überflüssig halten, wenn man dem Doktor auch Sitz und Stimme im Hochzeitsrat gönnt . . . Da Sie, wie Sie vorhin sagten, ebensolange hier sind wie ich, so haben Sie ja auch Annas Mutter gekannt, nicht wahr?"

„Ja, eine zierliche, blasse Frau, die es nicht vergessen konnte, daß sie in der Stadt geboren war. Ein wenig leidend ist sie wohl immer gewesen?"

„Brustleidend, jawohl! Aber das ist das Wenigste. Die Frau litt an einem andern Uebel, das viel schlimmer war. Sie graute sich vor ihrem Mann, sie fürchtete und haßte ihn. Darum verfiel sie so bald, darum tat sie nichts, um ihre Gesundheit zu erhalten. Bei Wind und Wetter hat sie im Feld gearbeitet wie ein Landkind, sie, die zarte, blutarme, nervöse Städterin. Sie war froh, als der Tod sie holte, fort von ihrem Mann."

„Das ist ja furchtbar! Warum hat sie ihn denn geheiratet? Das Paar schien mir nie zusammenzupassen."

„Tat es auch nicht. Der Schuster war und blieb ein roher Bauer trotz der Lehre und der Gesellenzeit in der Stadt. Dort wohnte er bei einer Näherin, einer alten Frau, die er nie zu Gesicht bekam. Resi, ihre Tochter, tat alle Arbeit, versorgte den Mieter und pflegte ihre Mutter. Eines Abends — der Schuster saß in seinem Zimmer — kam die Resi von einem Ausgang heim, und als sie ihr Wohnzimmer betrat, fand sie die Mutter — am Fensterkreuz erhängt."

„Um Gotteswillen!"

„Ja, Hochwürden! Die alte Frau war jahrelang irrsinnig gewesen. Eine Zeit lang hatte man sie in einer Anstalt behalten, dann sandte man sie heim als ungefährlich. Resi empfand die Krankheit der Mutter halb als Schande und arbeitete sich lieber fast tot, als daß

ſie jemand ins Vertrauen gezogen hätte oder ſich helfen ließ. Nun gab es freilich nichts mehr zu verheimlichen. Damals ſtand ihr der Schuſter treulich bei, und nachdem die Mutter beſtattet war, bot er der Heimatloſen die Hand. Sie ſchlug ein, halb aus Gleichgiltigkeit, halb, weil ſie nicht wußte, wohin ſie ſollte. Sie mochte nicht in der Stadt bleiben, wo man jetzt ihre Geſchichte kannte ..."

„Davon hat ſie mir kein Wort erzählt, und ich war doch ihr Seelſorger!" Der Pfarrer ſagte es faſt gekränkt.

„Sie ſprach niemals davon. Auch mir hat ſie's nur gebeichtet, ehe ſie zum Sterben kam aus Angſt für ihr Kind, für das Annele."

„Aus Angſt?"

„Ja, ſie hörte irgendwo, daß Irrſinn erblich ſei, und weil ſie das Annele nur mit Widerwillen empfangen hatte, weil ſie es in finſtern und unglücklichen Gedanken unter dem Herzen trug, fürchtete ſie die Gefahr der Vererbung. Unſere Landleute, die immer bei ihren Tieren die Eigenſchaften und Merkmale der Eltern an den Jungen wiederſehen, ſind dieſen Gedanken ſehr zugänglich ... Ich habe die Frau damals beruhigt. Das Annele war kräftig und munter, wenn auch nicht ſo robuſt wie die andern Kinder. Beſonders im Gefühlsleben zeigte ſich ein tiefer Unterſchied. Die Kleine nahm alles ſchwerer und beſonders viel empfindlicher auf. Einmal ſah ich, wie ein Sommergaſt, ein Menſch, der mir ſelbſt zuwider war, dem Annele und ſeiner Freundin Schokolade ſchenkte. Die Kinder griffen danach auf ſehr verſchiedene Art. Annele zögernd, ſcheu, die andere keck und begierig. Der Herr beugte ſich dann raſch und küßte die kleine Kecke, die es lachend geſchehen ließ. Da er nun aber auch Anna an ſich ziehen wollte, warf das Mädel die Schokolade auf den Boden und lief ſchreiend davon. Später, als der Hans und die Anna heirateten, habe ich mich tüchtig gefreut. Bei dem war ſie in guten Händen. Dann kam Schlag auf Schlag, und jedesmal, wenn ich die Anna ſah, machte ſie mir Sorge. Das iſt eine Blume, Hochwürden, die nur in der Sonne gedeiht, und die Ehe mit dem Xaver wird voll Schatten ſein, weil die Liebe fehlt. ... Glauben Sie, Hochwürden, daß ich ſentimental bin? Oder, daß ich Ueberſpanntheiten gutheiße? Ich denk, nein! Ich weiß ſo gut wie Sie, daß neun Zehntel unſerer Bauernehen ohne große Liebe geſchloſſen werden und ſehr gut dabei beſtehen. Es gibt aber Menſchen, die das nicht vertragen. Zu denen gehört die Anna. Die iſt aus anderm Holz geſchnitzt als die übrigen Weiber. Hätten Sie doch das arme Ding in Ruh gelaſſen, Hochwürden!"

Dem Pfarrer wurde es unbehaglich.

„Ich glaube doch, Sie ſehen zu ſchwarz, Doktor! Mir kam die Anna neulich zwar auch ſehr blaß und ſchwach vor. Aber das habe ich auf die Pflege geworfen."

„Auf die Pflege? Auf was für eine Pflege?"

„Nun, bei dem Wilhelm Schoch, der dem Hansle ſo ähnlich iſt."

„Bei dem Scharlachfall? Das fehlte gerade noch! Himmelkreuzdonnerwetter!"

„Aber, Doktor, nicht fluchen! Es war doch eine ſchöne Tat von der Anna. Sie hat das Kind Tag und Nacht gepflegt, bis vor vier Tagen die Gefahr vorbei war. Ich habe mich wirklich über ſie gefreut."

„Soooo? Gefreut haben Sie ſich? Ich hätt' Ihnen wahrhaftig mehr Verſtand zugetraut, Hochwürden! Oder würden Sie ſich auch freuen, wenn Sie für gewiß wüßten, daß die Anna unter anderm die Pflege übernommen hat mit dem ganz kleinen Hintergedanken: ‚Vielleicht faßt mich die Krankheit auch, und nachher iſt's am Ende aus mit aller Not, aus mit dieſer greulichen Heirat!' Hm, Hochwürden, freut Sie die Pflege noch?"

„Doktor, Sie ſind ein Heide! Dazu hat die Anna viel zu viel Gottvertrauen!"

„Das hindert oft gar nicht, daß die Leute dem Teufel ſehr weit entgegenkommen."

„Aber, Doktor, iſt die Anſteckungsgefahr denn ſo groß?"

„Bei einem durch Sorgen, Angſt, Ueberanſtrengung, ſchlechte Nahrung und Schlafloſigkeit entkräfteten Körper, ja! Und das alles wird, wie ich die Anna kenne, zutreffen. Wenn die Krankheit bei ihr zum Ausbruch käme, dann, ja dann mag ihr Gott helfen, Hochwürden, ich allein werde da nicht viel vermögen."

Das ſagte der Doktor ſo traurig, daß er den Pfarrer damit anſteckte. Schweigend ſaßen die Herren noch eine Weile, dann fanden ſie das Bier plötzlich abgeſtanden und warm. Sie zahlten und gingen heim, jeder einer unruhigen Nacht entgegen.

* * *

Nun ſtand Dr. Kaiſer und wartete auf das junge Ehepaar. Er ſchalt ſich ſelbſt einen Angſthaſen; aber damit trieb er ein beklemmendes Gefühl, das ihn quälte, nicht fort. Er wollte Anna im hellen Sonnenſchein ſehen; vielleicht war dann alles gut, und er konnte ruhig auf ſeine Praxis gehen.

Hand in Hand ſtiegen Jordan und Anna die Treppe des Rathauſes hinab. Der Xaver hatte nach ihrer Hand gegriffen, und Anna ließ ſie ihm, weil ſie gar nicht darauf achthatte.

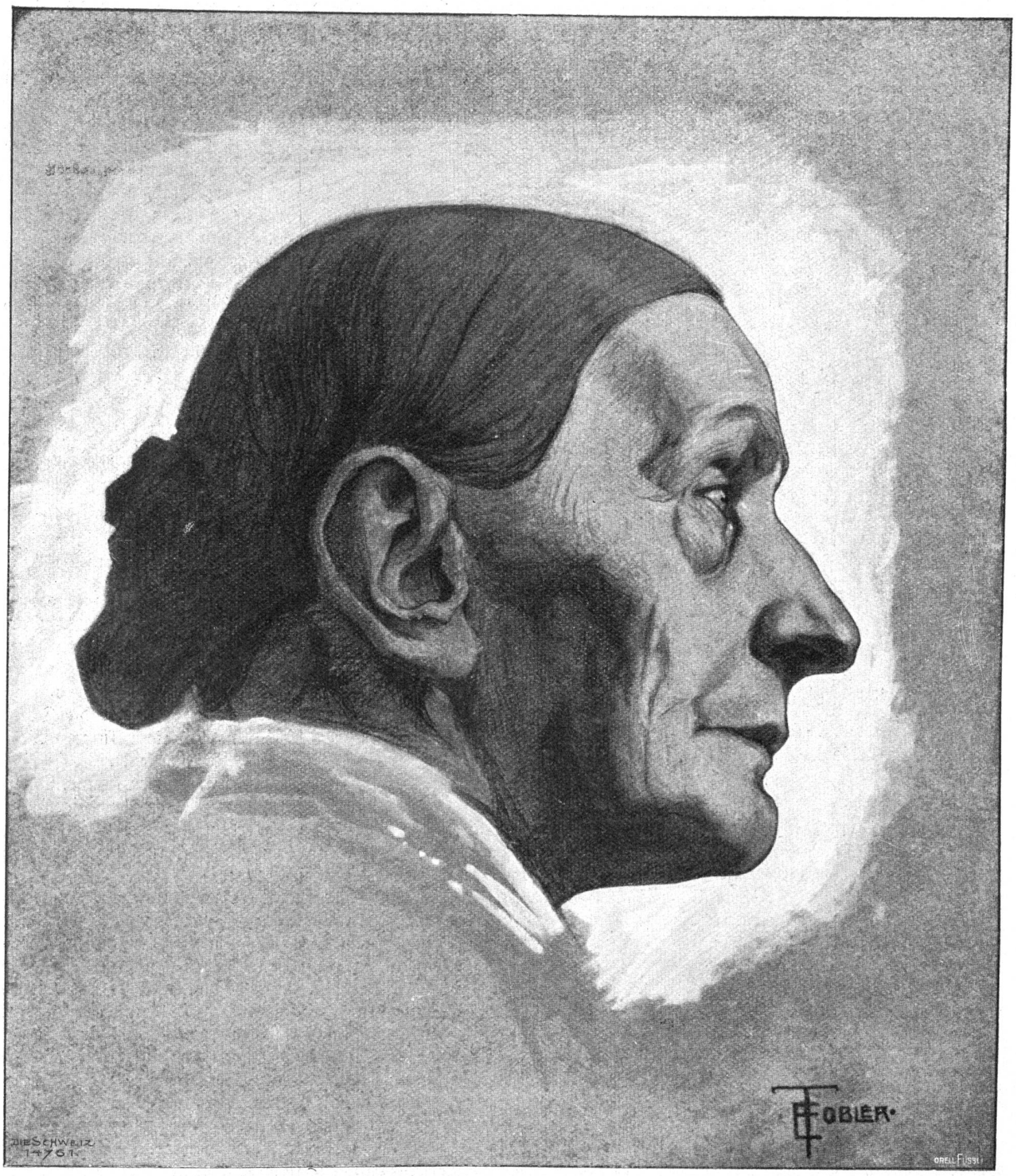
Die Gedanken wogten in ihrem Kopf wie unruhige Wellen. Nun mußte das Wunder ja bald kommen, bald — bald — es mußte! Gott ließ ſeiner nicht ſpotten. Auf dem Oelberg hatte Jeſus Chriſtus gerufen: „Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen..." und auf Golgatha fand er den Vater wieder. Nun ſtand ſie ja auf Golgatha. Das Kreuz war errichtet — nein — der Altar — Nun wollte ſie opfern, nun kam das Wunder. Sie war bereit, es zu empfangen. Ungeduldig drängte ſie zur Kirche. An dem Doktor ſchritt ſie vorbei, ohne ihn zu ſehen.

Der ſtarrte ihr entſetzt nach. Das war ja ſchlimmer, viel ſchlimmer als ſeine Befürchtung. In ſchwerer Sorge folgte er den Hochzeitern in die Kirche.

Durch die bunten Glasfenſter des Schiffes fallen die Sonnenſtrahlen ſchräg hinein, ſie zittern über die hölzernen Gebetbänke, gleiten über das ewige Lämpchen, verfangen ſich in den glänzenden Perlen der Brautjungfernkronen ...

Anna ſchreitet langſam zum Altar. Hat ſie das nicht ſchon einmal geſehen, ebenſo ſchön, ebenſo feierlich, nur wärmer, viel wärmer ... Wann war das?

Das Brautpaar ſteht vor dem Pfarrer, der ruhig geſammelt, aber blaſſer als ſonſt erſcheint. Er ſpricht gut und eindringlich. Anna hört ihn nicht. Ihr Blick



Frau Sorge. Studienkopf von Ernſt Tobler, Zürich.

hat ſich feſtgefangen an dem Altarbild, an den Wundmalen des Heilandes, der mit ausgebreiteten Armen ſteht, als rufe er wieder und wieder: „Kommet zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid; ich will euch erquicken!“

Anna ſteht und wartet. Nun ſind die Gedanken zu einem Rad geworden, das ſich im Kreiſe dreht, unaufhörlich und raſch, immer raſcher.

Gott hat ihr genommen, was ihr lieb war, und hat ihr eine ſchwere Verſuchung auferlegt. Wie Abraham ſeinen Sohn Iſaak, ſo ſoll ſie ihr Herz Gott zum Opfer bringen. Er hat es verlangt, und ſie hat es getan. Den Armen zu geben und die Kranken zu pflegen hat er befohlen. Sie gab ſeit Wochen ihre Speiſe den Armen und den Schlaf ihrer Nächte den Kranken. „Du ſollſt ehren Vater und Mutter ...“ — ſie hat den Vater

Nach kolorierter Federzeichnung von Ernſt Tobler, Zürich.

geehrt, indem ſie ihm gehorchte um Gotteswillen. Nun mußte die Verheißung ſich an ihr erfüllen. Sie mußte... Denn wenn ſie ſich nicht erfüllte, was galt dann noch das Gebot? Gott war ihr die Erfüllung ſchuldig, jawohl ſchuldig ... Wo war ſie, warum kam ſie nicht? Ihre Augen bohrten ſich in die gemalten Augen des Heilandes:

„Du biſt für alle geſtorben, alſo auch für mich. Bitte deinen Vater, daß er mich nicht vergeſſe!"

Das Rad drehte ſich immer raſcher, immer raſcher.

Dazwiſchen hört ſie einzelne Worte des Geiſtlichen: „Heiligkeit des Eheſtandes", „Von Gott geordnet und geſegnet", „Ein Menſch ſoll Vater und Mutter verlaſſen und dem Weibe anhangen ..."

„Vater und Mutter verlaſſen? Ein Menſch?" — Alſo der Mann darf Vater und Mutter verlaſſen und dem Weibe anhangen ... Aber das Weib — darf es nicht? Ach, das geht ſie ja nichts an: ihr Mann war tot, ſchon lange. Aber nein, da ſtand er neben ihr, der Hans ... nein ... der Xaver ...

„So ſind ſie nun nicht mehr zwei ſondern eins!" Aber dann konnte man doch nur einmal heiraten. Man konnte doch nicht mit zweien eins ſein. Mit dem Hans war ſie eins geweſen, was ging ſie dann der Xaver an?

„Die Ehe iſt ein unauflöslicher Bund, der ehrlich gehalten werden ſoll von beiden bis in den Tod..."

Was iſt das? Dieſe Worte? Für einen Augenblick zerreißen die Nebelgebilde, das Rad ſteht ſtill ...

Und in dieſem Augenblick ſieht ſie in ſchärfſter Deutlichkeit und mit jener wahnſinnigen Schnelligkeit, die nur die höchſte Lebensgefahr oder das Fieber kennt, Bild um Bild an ſich vorüberraſen.

Hans und ſie am Altar, auf dem Friedhof nach der Trauung, Hans im Sarg, ihr Kind im Sarg, den Tannenreiskranz auf dem Grabe.

Sie hört die Worte, mit denen ſie Hans Liebe und Treue gelobt auch über den Tod hinaus, ſie hört — das Wort, mit dem ſie ihren Schwur brach, das Wort, das ſie dem Xaver anverlobte.

Da packt und ſchüttelt ſie eine furchtbare Erkenntnis. Sie hat die Treue gelogen, ſie hat den Schwur nicht gehalten, ſie iſt wortbrüchig, iſt verworfen vor Gott in Zeit und Ewigkeit!

Keiner kann ihr das vergeben! Alles andere war ja nur Verſuchung ihrer Liebesſtärke, und ſie hat ſich ſchwach, zerbrechlich ſchwach erwieſen.

Sie hat Gott nicht erkannt, und darum erkennt er ſie heute nicht. Kein Wunder gibt es für ſie, keine Verheißung, nur Verdammnis der tiefſten, brandroten Hölle!

Der Pfarrer ſah die Veränderung in Annas Geſicht. Raſch wollte er die Trauung vollziehen und richtete in kürzern Worten die Frage an die Eheleute.

Aber ehe Xaver antworten konnte, ſchleudert ihn Anna mit einer gewaltigen Bewegung zur Seite. Hoch erhebt ſich ihre Geſtalt, hoch reckt ſie die Arme über den Kopf und ruft, daß es gellend von den Wänden widerhallte:

„Ich will nicht verdammt ſein! Gott und alle Heiligen rufe ich als Zeugen — Hans Huber, dir halte ich Treue ſo im Leben, ſo im Sterben, ſo über den Tod hinaus, in Ewigkeit, Amen!"

Einen Augenblick war es totenſtill in der Kirche. Dann ſchwankte Annas ſchlanke Geſtalt, und der Pfarrer fing die Bewußtloſe in ſeinen Armen auf. Er und der Doktor, der ſich raſch durch die aufgeregte Menge drängte, trugen ſie in die Sakriſtei.

Niemand durfte folgen. Auf ein paar Altartücher legten ſie das junge Weib. Dann öffnete der Doktor haſtig das Mieder und beugte ſich über die Bruſt. Mit einem leiſen Ausruf fuhr er zurück.

Der Pfarrer trat näher: „Um Himmelswillen, was iſt?"

Der Doktor ſah mit einem Blick auf, den der Pfarrer nie vergaß, und ſagte kurz:

„Scharlach! Wenn ſie davonkommen ſoll, muß Gott ein Wunder tun. Bete, Pfarrer, bete!"

* * *

Wochenlang lag Anna in hoher Lebensgefahr. Das Scharlachfieber brach mit einer Gewalt aus, die immer

neue Kraft sog aus dem geschwächten Körper. Trotzdem genas sie allmählich.

Aber ihr Geist blieb umnachtet. Sie wohnte bei dem jungen Ehepaar, dessen kleinen Wilhelm sie gesund gepflegt und bei dem sie sich Scharlach geholt hatte. Die Aehnlichkeit des Kleinen mit dem toten Hansle half zu einer lieblichen Täuschung. Sie hielt den Wilhelm für ihren Jungen, nannte ihn Hansle und war glücklich, ihn hegen und für ihn sorgen zu dürfen. Der Knabe hing mit großer Zärtlichkeit an ihr.

Dann hatte Anna noch ein Geheimnis, das sie selig machte. Jeden Abend, wenn sie schlafen ging, kam ihr lieber Mann, ihr Hans, zu ihr, und sie durfte mit ihm in freudiger Liebe vereint bleiben bis zum Morgen. Manchmal kam er auch am Tage, aber immer nur, wenn sie allein war.

In diesem Wahn fühlte sie sich froh, zufrieden, und die Bauern ehrten ihn mit ehrfürchtiger Scheu.

Der Xaver war fortgezogen und konnte seinen Gram bei einer braven Frau und vielen Kindern vergessen.

Die Zeit verging — Der Pfarrer und der Doktor wurden immer älter; aber ihre Freundschaft war noch besser geworden. Freilich fragten die Bauern beim Heiraten immer noch den Geistlichen statt den Mediziner. Aber es war auch kein Fall mehr vorgekommen, in dem das Gegenteil richtiger gewesen wäre.

Eines Tages trafen sich die Freunde, von Berufswegen heimkehrend, in der Nähe von Annas Hütte. Die beiden kannten aus den Fieberphantasien der Kranken ihre Wahnvorstellungen vor und während der Trauung.

Nun sahen sie Anna in heiterem Sinnen mit kleinen Kindern, die sie sich aus der Nachbarschaft geholt hatte, spielen. Der Doktor zog die Stirn kraus: ihm, dem Mediziner, behagte diese Lösung nicht ganz. Er dachte an die Anna von früher, an die Zeit ihrer ersten Ehe, und sagte traurig:

„Warum mußte dieser liebliche Geist zerstört werden! Konnte der Gott, an den sie so fest glaubte, nicht ein Wunder tun?“

Der Pfarrer dachte, wie elend Anna vielleicht heute wäre, wenn ihr klarer Geist nicht im Schatten stünde, und sagte mit fester, überzeugter Stimme:

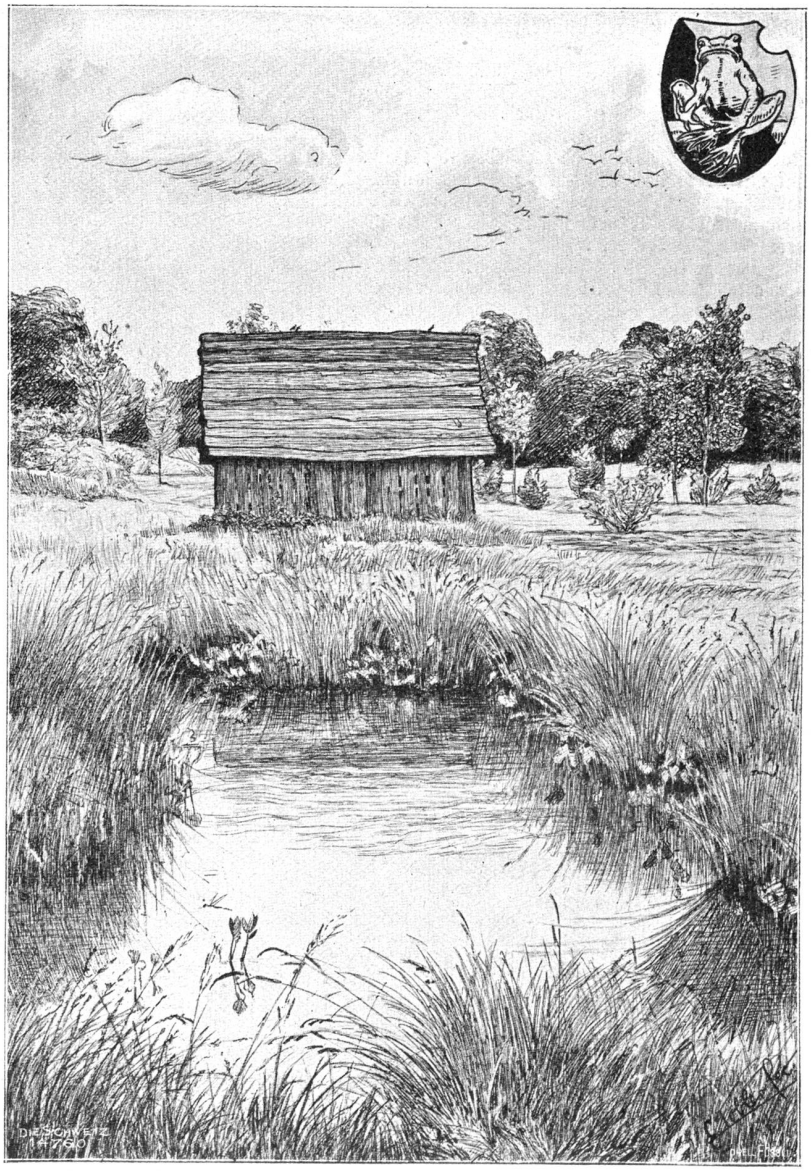
„Gott hat ein Wunder getan!“

Der Sankt Niklaustag in Saloniki.

Skizze von **A. von Moor**, Zürich.

Nachdruck verboten.

Mitten im Türkenviertel oben befindet sich das uralte, aus byzantinischen Zeiten stammende Kirchlein des heiligen Nikolaus. Von drei Seiten sondern niedere Lehmmauern den geräumigen Platz, auf dem nebst dem Kirchlein einige bescheidene, altmodische, von Griechen bewohnte Häuser stehen, von der Umgebung ab. Gegen die Gasse hin erhebt sich dagegen eine sehr hohe alte Mauer mit einem lottrigen Eingangspförtlein, hinter dem als Ueberbleibsel entschwundener Herrlichkeit zwei antike Marmorsäulen mit dem eingemeißelten byzantinischen Kreuze stehen. Das in der Mitte des grasbedeckten Platzes befindliche Kirchlein scheint vor Alter sich in den Boden verkriechen zu wollen. Auf dem niedrigen, ziegelbedeckten Kuppeldach sproßt ungleich langes Gras, wie Bartstoppeln auf einem alten Gesichte, und die kleinen vergitterten Fensterchen mit den trüben Scheiben zwinkern matt unter den sie treffenden Strahlen der Abendsonne. Ausgetretene Stufen,



Aus dem Ried bei Wallisellen (Kt. Zürich). Nach Federzeichnung von Ernst Tobler, Zürich.